

# Jugendkönigin

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571714>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das Lämpchen

Mein Schäklein im Tale,  
Schau hochauf zur Höh'!  
Mein Herz will dich grüßen,  
Die Liebe tut weh.

Ronnt' nicht zu dir kommen,  
Der Schnee liegt zu tief —  
Als nachts, wenn im Traume  
Die Seel' mir entlief.

Laß brennen das Lämpchen,  
Mein Schäklein im Tal!  
Zu dir läuft die Seele  
Auf goldenem Strahl —

Am Strahl wie ein Spinnlein  
In eiskalter Nacht,  
Wenn alle Armseelen  
Sind lang auf der Wacht.

Laß brennen das Lämpchen!  
Es baut mir so fein  
Ein Leiterchen zu dir  
Von goldenem Schein.

Meinrad Lienert, Zürich.

## Jugendkönigin.

Novelle von Jakob Böhmer, Zürich.

### II.

Am folgenden Tag, einem glitzernden Auffahrtsfestehauste der Mißmut auf der Lore und füllte das düstere Haus bis zum Giebel. Kein Wunder, daß die beiden Schwestern am Nachmittag die beklemmenden Wände und die Gesichter der Männer flohen, um sich unter einem blühenden Apfelbaum ins Gras zu setzen, von wo der Blick auf das Dorf und das dahinter liegende blühende Land frei war. Sie redeten nicht viel und verstanden sich doch, in jenem stummen Einverständnis zweier Wesen, die unter einem gemeinsamen Druck stehen und ihm trogen möchten. Ein wehmütiges und fast süßes Gefühl kam über sie, da sie sich in ihrem Fürchten und Denken und Hoffen so einträchtig wußten, und wie aus einem Traume hörten sie auf das muntere Schlagen der Finken in den Nesten und das Summen des sonntäglichen Dorfes zu ihren Füßen. Nach einer Weile traten auch die beiden Männer aus dem Haus und warfen sich unter einen andern Baum ins Grüne. Auch sie waren jetzt mehr als je eins in Gedanken und Gefühlen: der Vater hatte dem Sohn seinen Zukunftsraum enthüllt. Sie wußten wohl, was die beiden Mädchen sahen, und setzten dem Trotz, den sie auf zwanzig Schritte witterten, den ihrigen entgegen. So saßen die

beiden ungleichen Paare und blickten in die munter bewegten Gassen hinab, die Männer mit scharfem Blick wie Habichte, die Schwestern wie junge Singvögel, die über den Rand des Nestes in die Welt gucken, von der Sehnsucht, zu fliegen, weit weg zu fliegen, erfüllt. Langsam verstrich der Nachmittag.

Beim Abendbrot machte Abeli, deren Gemüt von Natur auf Heiterkeit gestimmt war, den Versuch, die Zungen zu lösen; aber sie merkte bald, daß dem Vater der Kriegszustand eben recht war, und so setzte auch sie sich wieder eine trozige Miene auf. Gleich am andern Morgen begannen denn auch die Feindseligkeiten wieder.

„Du hast heute deine Lehrzeit zu beginnen,“ redete der Alte Abeli an, sobald er ihrer ansichtig wurde. „Stell' dich an Mathildens Stuhl und laß es dir süß werden!“

Er war auf Widerstand gefaßt und deshalb nicht sonderlich darüber erfreut, daß das Mädchen ihn nicht zwang, das bereit gehaltene grobe Geschütz ins Feld zu führen. Sie tat, wie er befahl, spannte die Seidensträhnen auf die Häpkel, fing an das Trittbrett zu wiegen, indem sie abwechselnd mit Fußspitze und Ferse darauf drückte, jah nach den zerrissenen Fäden und knüpfte sie

mit spitzen Fingern zusammen; sie hatte alles längst vom Zusehen gelernt. Als Mathilde in mütterlicher Gesinnung herbeikam, um sie von der Arbeit zu verdrängen, blieb die Kleine standhaft und sagte munter: „Du sollst diese Tage einmal ein Wohlleben haben! Ob ich ein paar Stunden früher oder später dran muß, was liegt daran!“

„So versprich mir, mit den Füßen abzuwechseln, eine Viertelstunde mit dem rechten, eine Viertelstunde mit dem linken!“

„Gut, aber du mußt mir helfen!“ versetzte Abeli lachend. „Setz dich hieher, schau' nach der Wanduhr, und sind fünfzehn Minuten vorbei, so ruffst du mir zu: Fußwechsel, eins, zwei! Wie beim Turnen!“

Mathilde ging darauf ein, und die Mädchen machten sich aus ihrem Merger einen Spaß, bis Abelhaid von Müdigkeit befallen wurde und ihr gegen ihren Willen der Ernst zu Gesichte stieg. Sie fühlte Schmerz im Rücken oder bildete es sich ein und fürchtete, schon begünne sich ihre Schönheit in Häßlichkeit zu verkrümmen.

Am Abend war Probe für das Jugendfest. Abeli bebten die Knie vor Müdigkeit, und ihr Geist war von der einförmigen Arbeit so stumpf, daß sie die Worte ihrer Rolle nur mühsam zusammensand und sich manche Ermahnung gefallen lassen mußte. Auf dem Heimweg begleitete sie wie gewöhnlich Müllers Wilhelm, der am kommenden Sonntag die jugendlichen Heerscharen anzuführen hatte. Die beiden waren gleichalterig, hatten Jahre lang den Weg zur Schule miteinander gemacht, sich manchmal gezankt, aber häufiger wohl vertragen und schienen nun auf guten Wegen, die kindliche Kameradschaft mit der Leidenschaft zusammenzuspannen.

Wie sie, ohne viel gesprochen zu haben, bei der Sägemühle ankamen, wo die Baumstämme wie schlafende Riesen neben- und durcheinander lagen, ließ sich Abeli auf einen nieder und seufzte, sie müsse sich einen Augenblick ausruhen, ihre Füße trügen sie nicht mehr. Er, dem solche Schwäche an dem Mädchen noch nie vorgekommen war, fragte besorgt, was ihm denn sei.

„Ich kriege die nächste Woche eine Maschine, und heut hab' ich die Lehre begonnen.“

„Man will dich auch an den Stuhl spannen?“ begann er zu wettern. „Das ganze Dorf hält sich darüber auf, daß ihr den einen nicht schon längst zerschlagen habt, und nun soll ein zweiter in eurer Stube raffeln! Kreuz, Donner und Hagel!“ Es ging ihm wie Abeli: er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß die Kameradin bei dieser Arbeit wie ihre Schwester zum Krüppel würde, und diese Vorstellung verursachte ihm einen Schmerz, als ob sich sein eigener Rücken zerböge.

„Dieser Stumpfsinn!“ hob er wieder an und ließ dann ein ganzes Hagelwetter über das Arbeiten in den Fabriken im allgemeinen und über das Seidenwinden

in den Bauernstuben im besondern los, wobei er zuweilen die Faust gegen die Lore hinauffschwang.

Nachdem er seine kräftigsten Worte von der Kette gelassen, suchte er sanftere hervor. Er fing an, Abeli zu schmeicheln, spielte linksich auf ihre Schönheit an und wie schad es wäre, wenn daran gesündigt würde. Schließlich unternahm er es, sie gegen den Vater aufzuheken: sie solle ihm den Gehorsam verweigern, er selber wolle mit seiner Mutter sprechen, ob sich nicht für sie in der Mühle ein Plätzchen fände. Dabei wurde er immer zärtlicher und rückte auf dem Baumstamm näher und näher an sie heran.

Abeli hörte ihm schweigend zu; die Worte waren ganz nach ihrem Sinn und taten ihr wohl. Der Vorschlag, ihr in der Mühle einen Platz zu verschaffen, war ihr besonders angenehm und weckte in ihr eine lange Reihe sonnigerer Vorstellungen: das schöne saubere Haus mit den alten, kunstvoll geschnitzten Möbeln, den breiten Treppen und Gängen, in denen die Schritte feierlich hallten, den glänzenden Messingbeschlägen an Türen und Kästen; das Kommen und Gehen der Bauern, die ihr Korn zum Mahlen brachten oder ihr Mehl abholten; der Geflügelhof mit seinen Enten, Gänsen, Truthähnen und Hühnern und seinem lustigen Durcheinander von Stimmen; die vier Pferde im Stall, mit denen man Sonntags eine Lustfahrt machen konnte, und sie, Abeli, Herrin all dieser Herrlichkeiten! Sie folgte mehr ihren Phantasiegebilden, als daß sie Wilhelms Worten lauschte, und hatte eine so süße Stunde noch nie erlebt; sie sah alle ihre Zukunftsträume so nah, daß sie sie mit den Händen hätte greifen können, wenn sie es für zeitgemäß gehalten hätte.

Da raunte Wilhelms Stimme ihr ganz nah ins Ohr: „Darf ich dir einen Kuß geben?“

Die kindliche Träumerin war über diese Frage nicht erstaunt: es mußte ja genau so kommen, wenn sie einmal Müllerin werden sollte; aber wie ungeschickt er war!

„Du bist ein dummer Junge,“ entgegnete sie; „wenn du so fragst, muß ich ja ‚nein‘ sagen!“

Er hatte die richtige Auffassung, daß dieses „nein“ „ja“ bedeute, und wollte sich gleich ans Werk machen; aber in diesem Augenblick tönte es aus einem Fenster der Mühle scharf in die Nacht heraus: „Wilhelm, wo steckst du denn noch? Ich hörte dich schon vor einer Ewigkeit die Gasse heraufkommen!“

„Ich sitze noch ein wenig hier, Mutter,“ antwortete Wilhelm, der froh war, daß das Dach der Sägerei sein Dunkel über ihn und Abeli warf. Er hatte einen Höllenrespekt vor seiner Mutter, die ein strenges Regiment führte, und, ohne weiter gefragt worden zu sein, fügte er seiner Auskunft noch die Ergänzung bei: „Ich lerne noch an meiner Rolle, ich hab' sie noch nicht ganz los!“

Das Wort verfehlte seine Wirkung und reizte den Mißmut der Müllerin erst recht. Da sehe man, wozu diese Jugendfeste führten, die jetzt so in die Mode kämen, rief sie so laut in die Nacht, als gelte es dem ganzen Lande; aus halbwüchsigen Kindern machten sie Nachtschwärmer und Lumpengesindel; Wilhelm solle sofort hereinkommen.

Der Bursche wagte nicht zu trogen; aber seine Lust wollte er doch noch haben. Er zog Adeli rasch an sich und drückte seine Lippen auf die ihrigen. Sie ließ es über sich ergehen, ohne den Druck zu erwidern; als er sie aber losließ und sich zum Gehen wandte, sagte sie mit spitzigem Ton: „So, kannst du jetzt deine Rolle?“ Das Wort traf ihn; er wollte sie nochmals umarmen in der Meinung, die Sache so wieder gut zu machen, sie aber war aufgesprungen und wehrte ihm. Da ging er wie ein geschlagener Pudel davon. Sie sah ihm nach, bis er um die Ecke war, horchte auf die Haustüre, die dumpf hinter ihm zuschlug, und auf den lauten Empfang, der ihm drinnen zuteil wurde. Dann setzte sie sich wieder auf den Sägeblock und überlegte, was denn nun vorgefallen sei. Sie war böse auf Wilhelm; es kam ihr vor, er habe an ihr Verrat geübt. „Nun bin ich Müllerin gewesen, und du hast mich zum ersten und letzten Mal geküßt, du dummer Junge!“ Bei dem Gedanken, daß er nun drinnen ausgezankt würde, wollte sie lachen, aber es war ihr eher ums Weinen; der Traum ihrer Kindheit war gestört. Nicht daß sie je ernstlich an die Möglichkeit geglaubt hätte, von Wilhelm in die Mühle geholt zu werden — es war ja alles nicht viel mehr als Kurzweil und Traumwerk gewesen — aber sie hatten so süß geschmeckt, diese Träume, kindlichen Pläne und Erlösungsgedanken! Darum ließen sie nun einen Stachel zurück. Wie klein war ihr der große Junge vorhin erschienen, und sie war dumm genug gewesen, ihn fast für einen Mann zu halten!

„Ich hab' mich von dem Feigling küssen lassen,“ dachte sie und fuhr sich mit der Hand über die Lippen, „und ich lieb' ihn ja doch gar nicht!“

Damit hatte sie wohl recht. Bei Kindern, die mit einander aufwachsen, sich täglich sehen und sprechen, kommt es selten zu rechter Leidenschaft, es bleibt meistens bei einer Art Freundschaft, einem Sichleidenmögen, das freilich mit der Liebe verwechselt werden kann; wahre Leidenschaft dagegen überfällt am ehesten Fremde oder solche, die sich durch längere Trennung wieder fremd geworden sind.

So war denn auch Adeli, als sie endlich zur Lore hinaufstieg, mehr ärgerlich, als unglücklich, und von dem boshaften Verlangen erfüllt, es ihm tüchtig heimzuzahlen. Sie nahm sich vor, bis zum Jugendfest kein Wort mehr mit ihm zu sprechen; er sollte merken, daß sie sich ihm

nicht an den Hals werfen wolle. Als sie aber in das dumpfe Vaterhaus trat und ihr die drückende Luft und der widrige Delgeruch entgegenkamen, nahmen ihre Gedanken eine ernstere Richtung; hier stand wirklich eine Lebensnot vor ihr und schnürte ihr die Kehle zu. Sie konnte trotz ihrer Erschöpfung lange nicht schlafen und nahm endlich, da nichts anderes helfen wollte, ihre Zuflucht wieder zum Mühletraum, an dem sie schon so oft eingeschlafen war. Und es geriet ihr auch diesmal.

Als sie wieder erwachte, schien ihr die helle Frühlingssonne aufs Bett, und der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf ging, war: „Morgen ist Jugendfest, wie bald es doch da war! Heut will ich es vorausgenießen und froh und guter Dinge sein, es komme, was mag!“

Tapfer stand sie den ganzen Tag an der Maschine und trällerte ihre Liedchen vor sich hin oder wiederholte in Gedanken ihre Rolle. Wenn Mathilde sie bei der Arbeit ablösen wollte, setzte sie sich wie ein junger Kampfhahn zur Wehre und ließ es einmal sogar zu einem Handgemenge kommen, in dem Mathilde als die stärkere ihren alten Arbeitsplatz zurückeroberte. Adeli jedoch sann auf Schelmerei, und es ging nicht lange, da flog ihr ein reitender Gedanke zu. Während die Schwester ahnungslos ihre Arbeit verrichtete, holte sie ein scharfes Messer aus der Schublade, näherte sich unbefangen dem Stuhle und schob plötzlich die Klinge senkrecht zwischen eine Rolle und den Treibriemen hinein. Das Messer wurde von dem Getriebe mitgerissen, und schon war das Gewollte geschehen: ein Knacken, das den ganzen Stuhl erschütterte, und der Riemen lag entzweigeschnitten am Boden, die Häspel und Spulen rasselten noch ein Weilchen und standen dann still.

„Ums Himmels willen, was hast du gemacht?“ rief Mathilde, zu Tod erschreckt. Auch Adeli war im ersten Augenblick über ihre Kettheit verblüfft, fand sich aber bald mit der Sachlage ab und fiel der Schwester um den Hals: „Ich bin eine Mörderin, ich habe dem Ungeheuer die Kehle durchgeschnitten. Nun mag es schnarren, wenn es kann!“ Sie lachte dabei hell auf, und als sie gar der Maschine eine brollige Strafpredigt hielt und sie für ihr langjähriges Mißverhalten mit dem zerschnittenen Riemen auspeitschte, da mußte auch die ernste Mathilde lachen, und so geschah das Wunder, daß auf der Lore zwei Mädchen vor einem Seidenwindstuhl ein paarmal auf- und abtanzten und sich vor Uebermut und Lachen wanden.

„Aber der Vater?“ sagte endlich Mathilde, wieder nüchtern geworden.

„Bah, wir sagen ihm, das Leder sei entzweigegangen, und damit Punktum! Damit er die Uebelthat nicht merkt, trag' ich den Riemen gleich zum Sattler.“

Sprach's, wickelte ihre Sünde in eine Zeitung ein,

machte der zu Schaden gekommenen Maschine noch eine lange Nase und huschte zur Stube und zum Haus hinaus. Dem Sattler gab sie zu verstehen, es habe mit dem Flicker keine Eile, und wenn es sich nachher herausstelle, daß der Riemen für seinen Zweck zu kurz geworden, so habe auch das nichts auf sich, man könne ihm zum nächsten Zeit lassen.

Als sie in der Dämmerung nach Hause zurückkehrte, stieß sie vor der Haustür zu ihrem Schrecken auf den Vater. „Woher kommst du?“ fragte er. Abeli war auf diese Begegnung nicht gefaßt und wurde verlegen. Mißtrauisch geworden, wiederholte der Bauer seine Frage, und nun rückte sie heraus: sie habe den Treibriemen zum Sattler getragen.

„Was?“

„Der Treibriemen ist zerrissen!“ entgegnete sie mit jener Keckheit, hinter der Kinder etwa die Verlegenheit verdecken wollen.

„Dummes Zeug! So ein Riemen reißt doch nicht!“

„Er ist aber entzwei!“

Er schüttelte den Kopf und trat, Unrat witternd, in die Stube, um nachzusehen. Mathilde zündete eben die Lampe an und schrak, als er die Türe aufstieß, so zusammen, daß er ihr das schlechte Gewissen gleich ansah.

„Was habt ihr mit dem Riemen gemacht?“ forschte er in barschem Ton und mit lauernden Augen.

„Es ist mir damit ein Unglück begegnet,“ erwiderte Mathilde unsicher.

„Nein, mir!“ fiel Abeli ein.

„Aha, also euch beiden ist das Unglück passiert! Ich will euch gleich sagen, wie! Ihr habt den Riemen zerschnitten, um faulenz zu können. Ist's so oder nicht? Oh, ihr Lumpenpack!“

Und nun fing er an zu rechnen, blitzschnell ging das vor sich: es muß ein neuer Riemen her, der mag seine fünf Franken kosten! Bis er da ist, wird kein Klappen verdient, macht wieder fünf Franken, zusammen mindestens zehn Franken, und der ganze Schaden wegen Bosheit und Arbeitscheu und Lumpengefinnung!

Hätten die Mädchen einen Mord begangen, der Alte hätte nicht in größern Zorn geraten können. Er ahnte wohl, daß Abeli die Schelmerei erfunden, und er drang mit erhobener Hand auf sie ein. Aber Mathilde sprang ihm in den Weg und fing den Streich auf. Er war so heftig, daß sie rückwärts gegen die Maschine taumelte und ein paar Häpkel zerbrach. Der Alte flammte darob noch heftiger auf und wuchs fast bis zur Decke hinan; die Mädchen aber warteten den zweiten Schlag nicht ab, sondern flohen kreischend ins Freie. Der Förster warf ihnen ein paar Flüche nach und überlegte dann, wie er aus der Geschichte mit möglichst wenig Schaden davontäme. Als sein Sohn, der in der Scheune den

Lärm vernommen hatte, hereintrat, war er schon mit sich im reinen: „Du gehst gleich zum Steffen in der Hintergasse und fragst ihn, ob wir morgen sein Pferd haben könnten; wir holen in der Frühe die neue Maschine, ein Riemen und ein paar Häpkel werden wohl auch gleich zu haben sein. Da sieh, was die Tageliebe angestellt haben! Man hat nichts als Ärger und Verdruß mit den lieberlichen Weibsbildern!“

### III.

Am Sonntagmorgen lag ein weißer Nebel über Schönau. Die Kinder, die noch zu wenig Erfahrung hatten, um zu wissen, daß die schönsten Tage oft trüb beginnen, machten ängstliche Gesichter und bangten schon für ihre neuen bunten Kleider und die lang ersehnte Festfreude. Als aber ein Zeichen vom Glockenturm sie zur Sammlung nach dem Kirchplatz rief, drang schon die Sonne mit lachenden Backen durch die Nebelschicht herab. Dann mit einem Schlag prangte das ganze Dorf in Maienluft und Festschmuck, die Nebel waren zerflogen, hatten sich verkrochen oder aufgelöst. Die Dorfstraße wimmelte von Sonntagskleidern und frohmütigen Gesichtern und erklang von hellem Geplauder und fröhlichem Lachen. Drei Böllerschüsse gaben das Zeichen, daß der festliche Umzug nun seinen Anfang nehme. Voran schritt eine Knabenschar in den Landesfarben, weiß und blau, mit künstlichen Schnurrbärten an den Lippen, mit Zöpfen im Nacken und langen Spießen auf den Schultern. Zwei kleine Trommler rührten ihre Schlägel ernst wie Männer und verjagten alle in gleichmäßige Bewegung. Im Schutze dieser kriegerischen Truppe folgten Gruppen von Mädchen und Knaben, die die vier Jahreszeiten darstellten, bunte Blumen des Frühlings, Primeln, Maiglöckchen, Beilchen, Tulpen, Narzissen und Hyazinthen, leichte Schmetterlinge in allen Regenbogenfarben, schwerleibige Käfer und schillernde Libellen, gravitatische Störche und flinke Schwalben. Dahinter der Sommer, ein Völklein schmucker Schnitter, mit Aehren und blauen Blumen im Haar, mit Sichel und zierlichen Garben in den Händen. Mit ihnen wetteiferten an Anmut die Winzer und Winzerinnen, alle mit Weinlaub bekränzt und mit dem Gerät des Herbstes, kleinen Kufen und Tansen, ausgerüstet. Mit der lustigen Farbigeit der drei ersten Gruppen kontrastierten die Schneemänner und Eiszapfen, die den Winter veranschaulichten und Gefahr liefen, unter dem hellen Sonnenglanz in Wasser und Schaum zu zerfließen. Hinter den Jahreszeiten, die in ihrem bunt wechselnden Zug die Zeit, den alles Leben, Sein und Geschehen tragenden Strom vorstellten, folgte das Heer der Jugend, zwanglose Gruppen von Knaben und Mädchen, in die schmucken Trachten gekleidet, die in den verschiedenen Tälern des Landes heimisch sind oder waren, sodas an diesem Tage das ganze Volk in seinen lieblichsten kleinen Ver-





Plinio Colombi, Bern.

Gegen Abend (1909).

tretern voll Gesundheit und Lebenslust durch Schönau zog. Mitten in dem Getriebe ritt auf einem Schimmel, an Schönheit und Glanz alles überstrahlend, die Jugendkönigin und ihr zur Seite auf einem Rappen, in Eisenrüstung und Helm, der König und Feldherr dieser un-kriegerischen Scharen, Wilhelm.

Um die Anmut und Frische der Jugend durch ihr Gegenteil scharfer hervorzuheben, folgte, auf einem Esel reitend, das Alter, ein graues, zusammengebogenes Männlein, das mit der einen Hand schlottrig das Reittier leitete und in der andern einen Kranz vertrockneter Blumen wie ein Büschel welker Hoffnungen trug. Dicht hinterher, an der Sense erkenntlich und vom Totengräber begleitet, schritt der Tod, eine nervige, unheimliche Recken-gestalt. Das hatte der Pfarrer des Dorfes, allem Brauche zuwider, durchgesetzt, damit neben der Freude und Hoffnung, dem Werden, Wachsen und Aufblühen auch die Rehrseite des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen zu Nutz und Frommen nachdenklicher Pfarrkinder dem Auge vorgeführt werde. Den Schluß des Ganzen bildete ein Haß Armbrustschützen. In ihrer Mitte schritten drei Pfeifer; die bliesen grelle Marschweisen aus ihren Instrumenten und riefen die Leute, die sich etwa in den Häusern verspätet hatten, gebieterisch auf die Gasse.

Abeli, die Jugendkönigin, ritt, von dem sanften Müllerpferd leicht gewiegt, wie in einem Märchen-  
traum dahin. Sie hatte ihre Augen mit Feenaugen vertauscht und sah alles in Märchenglanz und sonniger Heiterkeit. Sie war sich nicht mehr bewußt, die Tochter des Lorenbauers und Gemeindeförsters zu sein; sie hatte den häßlichen Auftritt mit dem Vater vergessen, mit Gewalt vergessen, sie war über Nacht Königin geworden, wie es in den Märchen wohl geschehen mag, und zog nun in ihr Reich ein. Sie hatte es noch nie gesehen, alles war ihr neu und wunderbar. Das waren nicht die Häuser und Baumgärten, die Gassen und Leute ihrer Heimat; in solchem Glanz hatten sich noch nie Blütenzweige und Laub über die Straße gebeugt, so heiter und doch feierlich strebten die Giebel und der Kirchturm zu Schönau nicht ins Blaue, so starken Duft strömten die Buchshecken und Hyazinthenbeete im Lande gewöhnlicher Menschen nicht aus. Die Königin schaute nach den Kränzen, die die Haustüren und Fenster und Brunnen umrahmten, und nach den bunten Fahnen, die von den Giebeln oder aus den Dachluken flatterten, ihr zuwinkten und entgegenstrebten, von fröhlicher Feststimmung beseelt. Und es kam eine unsägliche Wonne über sie. Auch sie war eine solche Fahne und die Königin aller Fahnen und schwebte und wiegte sich in Lust und Luft leichter als eine Schmetterlingschwinge. Ziel ihr Blick auf Wilhelm, der im Gefunkel seiner Feldherrnrüstung einherrscht und die Sonnenstrahlen in

blendenden Büscheln nach allen Seiten auseinander-spritzte, so mußte sie ihm zulächeln; der kleine Zwist, der vor ein paar Tagen ihrer Kameradschaft einen Stoß gegeben hatte, war abgetan, in der Festfreude untergetaucht! Abeli war ebenso stolz auf ihren Feldherrn, wie er stolz auf seine Königin war. Wenn sie nur nicht erwachen mußte, wenn nur der Wundertraum ewig dauerte!

Aus der Menge der Zuschauer, die längs des Zuges standen oder gingen und die Abeli nicht deutlich sah oder sehen wollte, winkte ihr, als sie an der Mühlegasse vorbeiritt, eine Hand. Es war Mathilde. Ihre verbogene Gestalt schien sich nicht in all die geraden einfügen zu wollen, drängte sich dem Auge auf und riß Abeli aus ihrem Sinnen. Sie wollte das Lächeln der guten Schwester erwidern; aber sie vermochte es nicht. Ihre eigene traurige Zukunft stand am Wege und grinste sie an. „Arme Mathilde,“ dachte sie und hätte plötzlich weinen mögen. „Ja, wenn es den Menschen nach ihrer Güte erginge, ja, dann!“

Mathilde folgte der Schwester auf der Straße und ward gerührt, wenn die Leute wohlgefällig nach ihr wiesen und die Hände der kleinen Kinder sich ihr entgegenstreckten, als wollten sie die schöne Reiterin zur Spielgefährtin haben. Abeli aber wandte die Augen von der hinkenden Schwester ab und gab sich Mühe, wieder in die köstliche, schatten- und brestenlose Märchenwelt zu versinken. Sie blickte zur Lore empor, und ihre Phantasie baute auf dem Hügel ein Schloß, darin sie als Königin waltete. Neben ihr ging und stand Mathilde, grad und schön wie einst, im nämlichen Reichtum und Glück wie sie.

Wie Abeli sich so von der Wirklichkeit losriß und die flüchtige Traumwelt mit allen Sinnen festzuhalten suchte, entstand in dem Zuge eine Stockung. Ein mit einem Klepper bespanntes Wägelchen war die Straße herausgekommen und hielt nun mitten auf der Dorfbrücke in einem dichten Knäuel von Leuten an. Ob Abeli wollte oder nicht, sie mußte ihren Traum wieder fahren lassen und hinsehen. Auf dem Fuhrwerk befanden sich ihr Vater und ihr Bruder; dieser hockte auf einem Brett, das vorn quer über die Leitern gelegt war, der Vater stand hinter ihm und hielt mit sorglichen Händen ein dunkelgrün angestrichenes Gestell: Abelis Maschine.

Abeli mußte sich bei diesem Anblick am Sattel festhalten und wandte, um ihre Folter nicht zu sehen, das Gesicht Wilhelm zu, der unverständliche Flüche und Vermünschungen in seinen majestätischen Königsbart brummte. Wie sie an ihrem Bruder Hans vorbeiritt, rief der ihr zu: „Kennst uns der Grasaff nicht mehr?“ und dabei ließ er die Schmiße seiner Peitsche Abelis



Pferd um die Beine streichen. Das Tier machte einen kleinen Sprung und brachte die Jugendkönigin, die sich dessen nicht versehen hatte, fast zu Fall. Hans lachte, während die umstehenden Leute ihn mit Drohungen und Flüchen bewarfen; der Lorenbauer aber stand unbeweglich und ernst neben seiner Maschine, die er kräftiger anfaßte. Der Sohn hatte eine unverhohlene Freude, seine Schwester und den ganzen Zug zu ärgern, dem Alten dagegen war dieses Gefühl fremd; es war ihm vielmehr unangenehm, in den Zug geraten zu sein, weil dabei seiner Maschine, für die er nun verantwortlich war, etwas zustoßen konnte. Sonst aber mochten die Leute feinewegen Feste feiern, soviel sie wollten, und ihr Geld vertun, er hatte sie nur um so rascher eingeholt. Daß sein Kind an ihm vorbeiritt, sah er wohl, tat aber nicht dergleichen und dachte bei sich: „Morgen weht ein anderer Wind.“

Abeli, die vom Zuge langsam mitgezogen wurde, hörte das Drohen und Schimpfen hinter sich und wäre vor Scham und Zorn am liebsten in den Erdboden versunken. Alle Leute waren an diesem Tag freundlich zu ihr, überall lächelten ihr Wangen und Augen zu, ihr Bruder aber hatte für sie nur die Peitsche und der Vater den Folterstuhl. Mit diesen beiden nach dem königlichen Tag Wochen und Monde und Jahre zusammen zu haufen, schien ihr unmöglich, und sie dachte: „Würde doch, wenn der Umzug vorbei ist, das Pferd mit mir davonsprengen, immer zu, immer weiter und mich endlich in einen tiefen See werfen, wo mich niemand wiederfände!“ Sie hörte kaum, daß Wilhelm ihr auf seine Art frischen Mut einredete, indem er alle angänglichen Schimpfwörter, die ihm zur Verfügung standen, zwischen den Zähnen hervorstieß. Deutlicher vernahm sie eine Stimme aus der Menge: „Was hat denn das Mädchen, es sieht ja aus wie der Tod?“ Das riß sie mit einem Ruck aus ihrer Niedergeschlagenheit heraus.

Nein, wie der Tod wollte sie heute nicht aussehen; sie war die Königin des Tages, sie mußte schön und bezaubernd und allen eine Augenweide sein, sie wußte, was eine Königin ihrem Rang schuldig ist. Und mit übermenschlicher Anstrengung drängte sie allen Mißmut zurück, und es gelang ihr zu lächeln; ihre Wangen röteten sich, und wieder streckten die Kleinsten verlangend die Patschhändchen zu dem reitenden Wunder empor. Aber das Wort vom Tod wurde Abeli doch nicht wieder los, und unwillkürlich sah sie sich nach dessen Verkörperung um, die hinten im Zuge schreiten sollte. Sie erschrak halb, als sie sich hinwendete; der Tod hatte seinen Platz verlassen, er ging wenige Schritte hinter ihr, seine großen, schwarzen Augen begegneten den ihrigen und schienen sie verschlingen zu wollen.

Sie versuchte ihm zuzulächeln; aber sie vermochte es nicht, und auch er sah so ernst und freudlos drein.

Es war der junge Rupprecht, der Schmied. Er war über die zwanzig und hätte nicht mehr in den Zug gehört; aber als der größte und stärkste Bursche des Dorfes hatte er, vom Pfarrer gedrängt, die Rolle des Todes übernommen, und man traute ihm gerne zu, zwischen seinen nervigen Armen den ganzen lieblichen Kinderzug erdrücken zu können.

Mehrmals schaute Abeli nach ihm zurück, von Neugier oder etwas Unerklärlichem gezogen, und immer stieß sie auf den seltsamen, strengen Blick, der, sie fühlte es, sie in seinen Bann ziehen wollte. Sie bekam fast Angst vor ihm und vermied es endlich, ihn zu suchen. Sie war dem Schmied Rupprecht fast jeden Tag begegnet; aber so brennende, verzehrende Augen hatte sie noch nie an ihm gesehen. War denn an diesem Sonntag alles verzaubert? Wenn sie auch nicht zurück sah, so merkte sie doch, daß der Tod nach ihr schaute; sie fühlte seine Augen im Rücken zwischen den Schultern wie zwei glühende Kohlen und war froh, als alle Straßen und Gäßchen des Dorfes durchschritten waren und sie vom Pferde steigen und im Kreis ihrer Gefährtinnen Zuflucht suchen konnte.

Am Mittag herrschte im Baumgarten des Hirschwirts ein buntes Leben. Die Gemeinde bewirtete dort ihre Jugend; die Herren Gemeinderäte sahen selber nach, daß jedes der Kinder zu seinem Rechte kam. Sie sahen würdevoll aus mit ihren Festzeichen im Knopfloch, die Herren Räte; sie fühlten heute den Beruf in sich, die Jugend auf die großen, vaterländischen Feste vorzubereiten, und kamen sich dabei ganz landesväterlich vor.

Um drei Uhr fuhren die Böllerschüsse in das laute, mit allerhand lustigem Schabernack gewürzte Treiben. Jung und Alt strömte dem neuen Schulhaus zu, wo das vom Oberlehrer des Ortes mit Fleiß und Schweiß verfaßte Festspiel seinen Anfang nehmen sollte. Man hatte dem Gebäude durch Kränze und Wimpel einen lustigen Anstrich und zudem durch allerhand vergängliche Zutaten, wie Erker, Türmchen, Schießscharten, das Aussehen einer wehrhaften Burg gegeben. Damit niemand über den vorläufigen Charakter des Hauses im Zweifel sei, standen über dem Eingang weithin sichtbar die Worte: „Burg Schönau“. Vor dem Gebäude war eine große Bühne errichtet, die von der Menge leicht übersehen werden konnte.

Einstweilen war die Burg noch in der Gewalt der Handwerker, die sie errichtet hatten. Da erschien der Gemeindepäsident mit den Gemeinderäten und etlichen ehrbaren Bürgern und schritt wichtig dem Eingangstor zu; die Handwerker aber machten gute Miene,



ihnen den Eintritt mit ihren Aexten, Feilen und Hämmern, Stemmeisen, Bohrern und Maßstäben zu verwehren. Erst nach langem Hin- und Herreden, und nachdem sie durch den Säckelmeister des Dorfes gebührend abgelöhnt waren, übergaben sie die Burg den Dorfvorstehern. Kaum war dieser Handel abgeschlossen, als die Jugendkönigin mit Gefolge auftrat und das Haus für sich und ihre Scharen beanspruchte. Ob sie denn heimatlos in dem sonst so gastfreundlichen Dorf herumirren sollte. Sie könne nicht begreifen, wie so kluge Männer und bewährte Landwirte, als die man den Präsidenten und die Herren Gemeinderäte kenne, an einem so unpraktischen Hause Gefallen finden könnten. Sie sollten doch hinsehen, die Burg habe weder Scheune, noch Stall, weder Küche noch Keller, weder Speicher noch Wagenschuppen, nicht einmal einen Schlafraum: darin könnte nur der Idealismus und die zu ihm haltende Jugend sich heimisch fühlen.

„Was willst du denn in dem Hause treiben, du Here?“ fragte verwundert und ärgerlich der Ältesten einer.

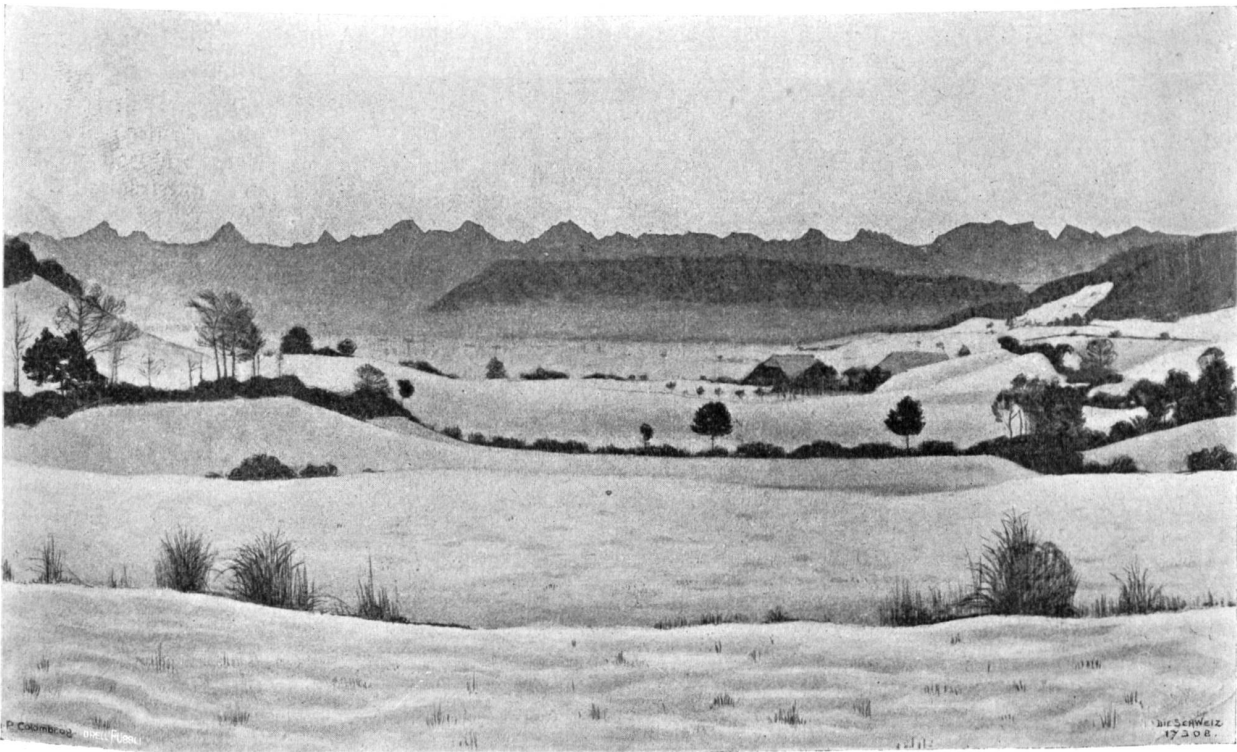
„Hier werde ich täglich mein Volk versammeln,“ erwiderte sie schulmeisterlich altklug, mein Volk, das aus Wachsen und Reifen, aus Versprechen und Erfüllen mannigfaltig gebildet ist, und werde es unterweisen lassen, nicht nur im Nützlichen und Guten, sondern auch im Gefälligen und Schönen, damit einst in Schönau ein Geschlecht hause, das für alles, was dem Menschen wohl ansteht, empfänglich sei.“

„Das ist ein Kompliment für die Alten,“ rief der Präsident verlegt.

„Wo Aerger ist, ist Schwäche!“ gab die Jugendkönigin spitz zurück.

So ging Rede und Gegenrede weiter, wobei für die Herren Vorsteher und einzelne Bürger in lustiger Form manche ernste Wahrheit abfiel, sodaß das Ganze munter und unterhaltlich anzuhören war und die Zuschauer in heitere Laune versetzt wurden; denn ein öffentliches Gericht in gutmütiger Gestalt ergötzt die Menge immer. Schließlich, da mit Worten nichts auszurichten war, ersuchte die Königin ihren Kriegsherrn, der an ihrer Seite auch tapfer mit der Zunge gefochten hatte, die Burg zu stürmen. Von allen Seiten strömte auf Wilhelms Zeichen das junge Volk mit Hurrah herbei, unzingelte die Alten und setzte ihnen, jeder mit der ihm zu Gebote stehenden Waffe, tapfer zu, die einen mit Spießen, Hellebarten oder Schwertern, die andern mit einschmeichelnder Anmut oder gewinnender Gebärde. Ehe man sich dessen versah, war die Burg genommen, Türen, Fenster und Gänge von den Kleinen besetzt, und die Zuschauer bejubelten den Sieg und die freudestrahlenden Sieger.

Abeli hatte ganz in ihrer Rolle gelebt und alles andere vergessen. Bernehmlich und glockenrein war ihre Stimme bis zum letzten Ohr gedrunken und hatte sich in jedes Herz eingeschmeichelt. „Wie der Förster nur zu einem solchen Kinde kommen konnte!“ dachte oder sagte mancher.



Plinio Colombi, Bern.

Der Winter (Belpmoos und die Berneralpen).

Als das Spiel zu Ende war, drängte sich Mathilde zu Adeli durch und flüsterte ihr ins Ohr: „Du hast es gut gemacht, alle jagens, und aussehen tuft du wie eine rechte Königin! Aber gelt, der Vater und die Maschine und gar der Hans! Ich habe geheult!“

„Mir war's auch drum, aber nur einen Augenblick. Sieh, ich habe den ganzen Tag das Gefühl, ich komme

doch an der Maschine vorbei, es geschehe irgend ein Wunder, es falle mir zur Rettung irgend etwas Herrliches vom Himmel!“ entgegnete die Kleine, immer noch halb vom Traum des Festspiels umfangen.

Da wurden Mathilde wieder die Augen feucht; sie kannte das Leben besser und sagte: „Du Glückliche!“ wollte aber sagen: „Du Aermste!“ (Schluß folgt).

## Die Wiege.

Nachdruck verboten.

Novellette von Gottlieb Fischer, Aarau.

(Schluß).

Natürlich war die Annemarie am ganzen Streit schuld gewesen. Bisher hatten sie ja doch zusammengelebt wie die Engel. Kein Stäubchen hatte den Silberpiegel ihrer jungen Liebe getrübt. Und jetzt, seit heut morgen früh war alles anders. Ein böser Zauber hatte auf den reinen Spiegel gehaucht; nun war er blind geworden und gab verzerrte Bilder . . . Es war ihm alles noch vor Ohr und Auge, wie es sich ereignet. Die Kammer schwebte vor ihm in der Luft . . . Er ist just aufgestanden, knöpft den Sonntagskragen ein. Sie wirtschaftet hin und her wie immer, wischt den Staub und streicht die Kissen glatt. Er ist gut aufgelegt, ganz gut. Er will sie an ihr junges Glück erinnern. „Du, Annemarie!“ — „Ja, Peter?“ — „Da stellen wir ihn hin, unsern Korbwagen, he? Was meinst, Schatz?“ — „Korbwagen? Ich möchte eine Wiege!“ — „Aber, Annie! Ich hab' dir doch schon hundertmal gesagt: Wiegen, Kinder wiegen ist ungesund, direkt gesundheitschädlich. Das Buch von dem berühmten Doktor hast du auch gelesen. Hast selbst gesagt, es sei was dran an seinen Gründen. Muß ich sie dir noch einmal an den Fingern her zählen?“ — „Nein, laß nur bleiben! Ich — will halt eine Wiege;

es ist doch mein Kind . . .“ — „Und meines nicht?“ Knacks, reißt das Knopfloch an dem Kragen! Er schleudert ihn ins Schubfach, wirft die Lade krachend zu. „Und ich will keine Wiege, punktum!“ — Sie schweigt. — „Ich hab' auch was zu sagen, ich!“ — Keine Antwort. Da geht er aus der Kammer. — Ein wenig später kommt sie nach, sie schweigt. Und schweigend trägt sie ihm das Frühstück auf. Ganz recht! Er kann auch schweigen, er. Sie essen rasch, obwohl es keinem schmeckt. Dann räumt sie ab. Er pfeift. Er pfeift auf alles. Wenn sie ihm trozen will, nur zu! Er hat auch seinen Kopf und einen noch viel härteren, sie soll es nur probieren. Er sagt das erste Wort nicht, das ist sicher. Woll'n sehen, wer's länger aushält! — Heimlich belauert er, wie sie den Hausgeschäften nachgeht. Er sieht, wie ihre Züge sich verhärten. Was unter ihre Hände kommt, erklirrt. Nach einiger Zeit bringt sie aus der Küche rote Augen. Natürlich, Weibertränen! Soll'n ihn wohl kirre machen, die! Ja Kuchen! — Es wird Mittag, das Schweigen ist noch da. Es hockt bei ihnen in der Stube und glockt verstockt, verbohrt sie an. Es setzt sich als Gespenst an ihren Mittagstisch, unsichtbar und doch fast körperlich zu fühlen. Es vergällt und verpfeffert ihnen jeden Bissen, schnürt ihnen den Hals zu — es ist unerträglich! Aufspringt er, reißt den Hut vom Nagel. Sie fragt ihn nicht, wohin. Da geht er. Die Tür schlägt hinter ihm ins Schloß. Wohin? Das ist ganz einerlei, nur fort. Zum Wein! Im Wein den Groll ertränken! — Doch der nimmt ihn nicht. Er kehrt mit ihm zurück. Wenn er nun heimkommt, und der Hader ist noch da, das bittere, feindliche Schweigen — kann man das tragen? Ist das noch ein Leben? Die Hölle ist's. Viel lieber gar nicht heim . . . So weit



Plinio Colombi, Bern.

Der Berbit.